



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Wilhelm Vischer's kleine Schriften.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Wilhelm Vischer's Kleine Schriften.

Oft genug ist es beklagt worden, wie selten doch — im Kreise der Universität wie der Schule — eine erspriessliche und fruchtbringende Lehrthätigkeit neben einer bemerkenswerthen schriftstellerischen Thätigkeit auf die Dauer bestehen kann. Die Schule vor allem legt auf die meisten, die ihr dienen, das schwere Joch der Resignation. Zugestanden auch, daß die Mittelmäßigkeit hier wie überall in der Welt die Majorität bildet, welche Summe von Fähigkeit, Wissen und Lust mag Jahr für Jahr im Schulamte verkümmern? Eine gewissenhafte Erfüllung aller mit dem Amte verbundenen Pflichten erfordert schlechterdings den vollen Einsatz der Persönlichkeit; da gilt kein Partiren, kein Halbiren, kein Zerplittern. Und obgleich kein Beruf so dringend wie der des Lehrers, bei der unerquicklichen, abstumpfenden und aufreibenden Arbeit, die vielfach mit ihm verbunden ist und leider verbunden sein muß, es nöthig hätte, daß von Zeit zu Zeit durch Berührung mit dem Fruchtboden der Wissenschaft ihm neue Kraft zuflöste, wie dem Antaeos durch die Berührung mit der Muttererde, wie wenigen ist diese öftere Berührung vergönnt! Viele sind in's Amt getreten, den Kopf voll wissenschaftlicher Pläne und Entwürfe, welche eine glückliche Studienzeit in ihnen angeregt hatte. In jungen Jahren, so lange die Kräfte noch frisch waren, ist wohl auch die und jene Kleinigkeit davon zur Ausführung gekommen, aber mit jedem Jahre ist's weniger geworden. Die knapp zugemessene Mußzeit der Ferienwochen, in der es einen anfangs mit magnetischer Gewalt zur alten Liebe zurückzog, und nach deren Verlauf man sich mit Schmerzen wieder losriß, um das eben begonnene, eben eine kleine Strecke geförderte Werk für Monate wieder in's Pult zu sperren, diese Mußzeit führt gar bald nicht mehr die *variatio, quae delectat*, sondern das ganz gemeine, triviale far niente mit sich; und endlich kommt sie gerade dann, wenn es die höchste Zeit ist und wenn sie ohne Schaden nicht länger ausbleiben dürfte. Wer soll dann die gelb gewordenen Blätter mit den Notizen und Kollektaneen, die vor zwanzig, vor dreißig Jahren gesammelt worden sind, noch mit der alten Freudigkeit wieder zur Hand nehmen? Verzichten, verzichten — das ist das herbe Wort, das anfangs leise, aber bald immer vernehmlicher in der Brust erklingt. Es liegt ein gut Theil Tragik in dieser Sehnsucht und in der Unmöglichkeit sie zu befriedigen, aber es gehen vielleicht mehr tragische Gestalten der Art in der Gesellschaft umher als man glauben möchte.

Wohl fehlt es auch nicht an solchen, denen das Lehramt kein Hinderniß ist, ihren wissenschaftlichen Neigungen unbefangen nachzugehen. Und vielleicht erringen sie damit nicht bloß literarische Erfolge, sondern auch Beförderung im Amte. Denn da die große Menge sich gern an sichtbare und greifbare Leistungen Grenzboten I. 1879.

hält und die stille, unsichtbare, nicht auf die Hand zu legende Arbeit der Schule nur in seltenen Fällen zu würdigen weiß, so beurtheilt sie auch die amtliche Thätigkeit wohl gar nach schriftstellerischen Leistungen. Wie mag es dann aber in Wahrheit oft um das Amt stehen? Wie oft haben Behörden sich schon betrogen, die einen Gelehrten auf seine schriftstellerischen Arbeiten hin in ein Lehramt beriefen und zu spät einsahen, daß Lehrthätigkeit und literarische Thätigkeit sehr verschiedene Voraussetzungen haben. Sie sagten sich nicht, was doch so nahe lag, daß der Berufene, wenn er mit Leib und Seele in seinem Amte gestanden hätte, schwerlich jene imponirende, ausschlaggebende schriftstellerische Thätigkeit hätte entfalten können. Denn klein, verschwindend klein ist die Anzahl derer, welche die eiserne Arbeitskraft, die Frische des Geistes, die rasche Auffassungsgabe und die Leichtigkeit der Darstellung besitzen, um auf die Dauer nach beiden Seiten hin Bemerkenswerthes zu leisten und in dieser Zwiespältigkeit sich nicht aufzureiben. In den meisten Fällen wird eins von beiden zu kurz kommen, das Amt oder die Wissenschaft, oft aber beides: das Amt wird als Nebensache betrachtet werden, und an die Stelle echter, ehrlicher Forscherarbeit, durch welche die Wissenschaft wirklich gefördert werden würde, wird jene vielgeschäftige, oft nur auf materiellen Gewinn gerichtete literarische Betriebsamkeit oberflächlicher Popularisierer der Wissenschaft treten, wie sie gerade in den Kreisen der Schule heutzutage und zum Theil an recht exponirter Stelle vielfach zu beobachten ist.

Ähnlich, wenn auch günstiger liegen die Dinge an der Universität. Wenn auch der Universitätsdozent schon durch die geringere Anzahl seiner Kollegien, durch reichlicher und im Vergleich zu anderen Lehranstalten vielleicht sogar überreichlich bemessene Ferienzeit wesentlich besser gestellt ist, als der Lehrer an der höheren Schule, so ist doch die praktische Thätigkeit, die er außer den Kollegien als Leiter von wissenschaftlichen Gesellschaften, als Mitglied von Prüfungskommissionen, als Direktor wissenschaftlicher Sammlungen oft auszuüben hat, eine so anstrengende und zersplitternde, daß nur eine außergewöhnliche Kraft im Stande ist, noch eine bedeutendere literarische Thätigkeit damit zu vereinigen. Mit Recht wird auf die letztere an der Universität ein noch höheres Gewicht gelegt als an der Schule; dennoch sollte die Neigung, die Bedeutung eines Dozenten nach den von ihm veröffentlichten wissenschaftlichen Arbeiten zu beurtheilen, nicht eine so verbreitete sein, wie sie es thatsächlich ist. Wie viel Universitätslehrer gibt es nicht, die durch ihre Feder sich einen geachteten Namen erworben haben und Schüler von nah und fern herbeilocken, und die doch in ihrer Lehrthätigkeit so wenig Beruf an den Tag legen, daß sie auf jedem Schulkatheder vor einer kritiklustigeren Jugend glänzendes Fiasko machen würden, auf dem Universitätskatheder freilich geduldig ertragen werden müssen! Und umgekehrt: die größten pädagogischen Meister, denen es gelingt, einen Kreis

von Schülern dauernd festzuhalten, weil jeder von ihnen den positiven Gewinn des Unterrichts fühlt, wie oft sind sie gerade unter denen zu suchen, die „nichts geschrieben“ haben! Selten genug ist auch im Universitätsleben die Erscheinung, daß ein Gelehrter, der voll und ganz seinem Dozentenberufe lebt, zugleich durch umfassende und epochemachende schriftstellerische Arbeiten die Wissenschaft bereichert.

Wilhelm Vischer, der am 5. Juli 1874 verstorbene Professor der griechischen Sprache und Literatur an der Universität zu Basel, wäre der Mann gewesen, eine „Griechische Geschichte“ zu schreiben, die, was Kunst der Gruppierung, Anschaulichkeit der Darstellung, Schönheit der sprachlichen Form betrifft, sich ohne Zweifel neben die von Ernst Curtius hätte stellen können, durch den Umfang eigener Forschung aber, durch die Vorsicht im Kombinieren, durch Enthaltensamkeit auf dem Gebiete der Hypothese sie vielleicht übertroffen haben würde; er ist nicht dazu gekommen, weil er ganz und gar in seinem Lehramte aufging. Vischer wäre der Mann gewesen, uns eine „Griechische Literaturgeschichte“ zu schenken, die, auf umfassender Belesenheit in den Quellen beruhend und in das Gewand einer im besten Sinne populären Darstellung gekleidet, Otfried Müllers schönes Fragment, zu dem noch immer jeder greift, der die trocknen Paragraphen und den bibliographischen Notizenkram seines Handbuches sich beleben möchte, hätte ergänzen und — ablösen können. Auch dazu ist er nicht gelangt, weil seine vielseitige amtliche Thätigkeit ihn fort und fort in Anspruch nahm. „Kleine Schriften“ — das war alles, worin er, abgesehen von seinen etwas umfanglicheren „Erinnerungen und Eindrücken aus Griechenland“ jederzeit die Ergebnisse seiner Studien niederlegte, „Kleine Schriften“ freilich, durch die er die Wissenschaft mehr gefördert hat, als mancher andere durch dickleibige Bücher; denn „alle seine Arbeiten sind echte, selbständige Forschungen, welche das Gebiet des Wissens wirklich erweitern. Er gehörte nicht zu denen, welche mit dem von anderen gesammelten Material spielen, welche die Bausteine, die längst beigebracht sind, nur noch einmal durch einander werfen; seine Schriften sind immer Fortschritte des Erkennens, sie sind allgemein anerkannt als eine Stufe am großen Bau, auf der sich unbedenklich weiter bauen läßt, und auf der auch er und andere weiter gebaut haben.“ Mit diesen ehrenden Worten, die jeder seiner Fachgenossen mit Freuden unterschreiben wird, ist seine wissenschaftliche Thätigkeit gewürdigt in dem kleinen, knapp und prägnant gezeichneten Lebensbilde, mit welchem der langjährige Freund des Verstorbenen, A. v. Gonzenbach, eine soeben vollendete zweibändige Sammlung der „Kleinen Schriften“ Vischer's begleitet hat.\*)

\*) Kleine Schriften von Wilhelm Vischer. 1. Band: Historische Schriften, herausgegeben von Dr. H. Gelzer. Leipzig, Hirzel, 1877. 2. Band: Archäologische und Epigraphische Schriften, herausgegeben von Dr. A. Burckhardt. Ebenda, 1878.

Wischer war ein Baseler Kind und hat seit dem Ende seiner Studienzeit ununterbrochen seine Kraft der Vaterstadt gewidmet. Er war 1808 geboren. Der Vater stand an der Spitze eines geachteten Handelshauses, die Mutter war eine Enkelin Isaac Iselin's, des berühmten Historikers. Seine Ausbildung hatte er in der einst berühmten Fellenberg'schen Erziehungsanstalt in Hofwyl empfangen, an der damals Griepenkerl, Fr. Kortüm und andere ausgezeichnete Kräfte als Lehrer wirkten, und der eine große Anzahl von Schülern aus aller Herren Ländern und zum guten Theil aus hocharistokratischen Kreisen zugeführt wurden, hatte dann seit 1825 an der Baseler Universität, und von 1828 bis 1831 an deutschen Universitäten (Bonn, Sena, Berlin) studirt; Niebuhr, Welcker und Boeckh waren es, an die er vornehmlich sich angeschlossen. Nach Basel zurückgekehrt, fand er bald am dortigen „Pädagogium“ Anstellung, begann aber gleichzeitig auch Vorlesungen an der Universität zu halten, und schon 1835 wurde er zum außerordentlichen, im Jahre darauf zum ordentlichen Professor der griechischen Sprache und Literatur ernannt. Doch blieb mit dieser Professur der Unterricht im Griechischen an den beiden obersten Klassen des Pädagogiums verbunden, und beinahe dreißig Jahre lang hat Wischer in dieser Doppelstellung gewirkt. Erst 1861 trat er von der Thätigkeit an der Schule zurück.

Seine akademische Thätigkeit hatte er mit Vorlesungen über Aeschylos' „Prometheus“ begonnen; in der Folgezeit erweiterte er, von der griechischen Dichtung ausgehend, das Gebiet seiner Vorlesungen fort und fort, bis es sich über die meisten bedeutenden Schriftsteller aus der Blüthezeit der griechischen Literatur ausdehnte. Pindar und die Fragmente der übrigen Dyrker, die Elegiker, die Tragiker und Aristophanes, Thukydides und die Redner, Platon und Aristoteles, sie alle hat er nach und nach in exegetischen Kollegien behandelt. In zusammenhängenden Darstellungen trug er die Geschichte der griechischen Philosophie und die griechische Literaturgeschichte vor und führte seine Zuhörer in das Studium der griechischen Geschichte und der griechischen Alterthümer und Inschriften ein. Daneben leitete er Interpretationsübungen, anfangs auf eigne Faust, seit 1861 offiziell an dem neubegründeten philologischen Seminar. Dreimal, in den Jahren 1845, 1846 und 1857, bekleidete er das Rektorat der Universität. Ueber dreißig Jahre lang, bis an seinen Tod, leitete Wischer außerdem die 1841 unter seiner Mitwirkung gegründete „Antiquarische Gesellschaft“ in Basel, und als 1849 die Sammlungen derselben mit dem der Universität gehörigen Antikencabinet vereinigt wurden, wurde er zum Vorsteher der Kommission erwählt, welcher die ganze, neu zu organisirende Sammlung übergeben wurde. Unermüdblich war er auch hier bestrebt, durch Mittheilungen und Vorträge das Interesse für die Sammlung zu erwecken und zu erhalten und ihren Werth durch eine wohldurchgeführte Ordnung zu erhöhen. Namentlich auf den Katalog

der Münzsammlung, die er in wildem Durcheinander übernommen hatte, verwendete er eine erstaunliche Ausdauer. Als er sich 1861 vom Pädagogium zurückgezogen hatte, in der Hoffnung, sich nun wenigstens einer größeren Muße zu erfreuen, wurde ihm bald darauf die Leitung des Baseler Erziehungswesens übertragen, und auch dieser Aufgabe, die wieder ein volles Einstehen der ganzen Persönlichkeit erforderte, entzog er sich nicht.

Kann es Wunder nehmen, daß Vischer bei dem lebhaften Eifer, mit dem er sich allen diesen mit seiner amtlichen Stellung verbundenen Arbeiten hingab, und bei der Wirksamkeit, die er daneben in den politischen Behörden seiner Vaterstadt entfaltete, zu umfänglicheren schriftstellerischen Arbeiten keine Muße fand? Er ist — man muß sagen: leider, so segensreich auch seine praktische Thätigkeit war — nie dazu gekommen, den Schwerpunkt seiner Arbeit in schriftstellerischen Leistungen zu suchen. Immer blieb es bei — „kleinen Schriften“.

Vischer war Philolog nicht im Sinne der kleinlichen Konjekural Kritik, die vor noch gar nicht langer Zeit die Herrschaft in der deutschen Philologie hatte, und der nicht minder kleinlichen Sprachstatistik, die heute das Szepter führt, sondern in dem hohen und umfassenden Sinne, den Boeckh mit dem Worte verband. Seit seiner Studienzeit hatte sich sein Eifer in erster Linie geschichtlichen und archäologischen Fragen zugewendet. Ihren Ausgang nahmen seine historischen Arbeiten von der Erforschung der Geschichte Athen's, zunächst im Zeitraume des peloponnesischen Krieges. Nach und nach kam er dazu, auch die übrigen Perioden und auch die Verfassungsgeschichte der übrigen griechischen Staaten in den Kreis seiner Studien hereinzuziehen. Aber damit sind auch schon die Grenzen derselben nach dieser Seite hin gezogen. Wenn er ausnahmsweise einigemal Themata aus der geschichtlichen Vergangenheit seiner Heimat zur Bearbeitung herausgriff, so waren es solche, die mit seiner Wissenschaft in so fern in engster Beziehung standen, als sie sich auf die Pflege derselben in seiner Vaterstadt bezogen. Nur seine „Geschichte der Universität Basel von der Gründung 1460 bis zur Reformation 1529“, die er, halb dazu gedrängt, 1860 zum 400 jährigen Jubiläum der Universität schrieb, greift über diesen Rahmen hinaus. In derselben Doppelrichtung bewegen sich seine Arbeiten auf dem Gebiete der Archäologie und der Inschriftenkunde. Sie hängen entweder zusammen mit seinen Forschungen in der griechischen Geschichte oder sie beziehen sich auf die aus dem heimathlichen Boden stammenden antiken Ueberreste. Mit Arbeiten der letzteren Art, mit der Beschreibung keltischer und römischer Alterthümer begann er. Die Beschäftigung mit den griechischen Denkmälern trat erst in den Vordergrund, nachdem er 1852 bis 1853 auf einer längeren Reise Italien, Sicilien und Griechenland — in Rom traf er mit Welcker zusammen — kennen gelernt hatte. Vor allem hat die Inschriftenkunde von dieser

Reise großen Gewinn gezogen. An eine Sammlung von 76 Inschriften, die er auf seinen Wanderungen kopirt hatte, und deren Publikation er 1855 Boeckh widmete, schlossen sich in den folgenden Jahren eine Reihe kleinerer Arbeiten derselben Gattung an. Für seine Beschäftigung mit archäologischen Gegenständen im engeren Sinne wurde eine zweite Reise noch fruchtbarer, die er im Frühling 1862 auf Ernst Curtius' Einladung und in dessen Gesellschaft unternahm, um die damals durch Strack geleiteten Ausgrabungen des Dionysostheaters in Athen zu verfolgen. Von archäologischen Spezialitäten interessirten ihn namentlich die antiken Schleudergeschosse, von denen er selbst eine beträchtliche Kollektion zusammengebracht hatte, die er, wie alle von ihm erworbenen Antiquitäten, später dem Museum zu Basel vermachte.

Die zahlreichen kleinen Schriften, die Wischer in einem Zeitraume von beinahe vier Jahrzehnten veröffentlichte, sind meist in Schul- und Universitätsprogrammen und in den verschiedensten wissenschaftlichen Zeitschriften erschienen. In der Schweiz ist vieles davon auch in den weiteren Kreisen der wissenschaftlich Gebildeten bekannt geworden, in Deutschland wird ihre Bekanntschaft sich kaum über die Kreise der eigentlichen Fachgenossen hinaus erstreckt haben, vieles davon ist sicherlich nicht einmal dahin immer gedrungen. So hat denn der Hirzel'sche Verlag in Leipzig mit der Auswahl derselben, die er veranstaltet, und die in zwei stattlichen Bänden jetzt vollendet vorliegt, sich ein entschiedenes Verdienst erworben. Wischer selbst hat sich in seinen letzten Lebensjahren mit dem Gedanken getragen, eine solche Sammlung vorzunehmen, ist aber auch hieran durch seine vielseitige und angestrenzte amtliche Thätigkeit verhindert worden. Von der Hand zweier seiner ehemaligen Schüler ist ihm das Denkmal nun errichtet worden, zu dem er selbst in jahrzehntelangem Fleiß die Bausteine geliefert.

Zu bedauern ist es, daß in der Anordnung der Sammlung keine Scheidung möglich gewesen ist zwischen solchen Arbeiten, die lediglich für den Fachmann von Interesse sein können, und solchen, die jeder tiefer Gebildete mit Gewinn und Genuß studiren wird. Zu den letzteren gehört entschieden ein großer Theil derer, die im ersten Bande als „Historische Schriften“ vereinigt sind. Wir rechnen namentlich hierher die Studien über Kimon, über den Feldherrn Demosthenes, über Alkibiades und Lysander, über die oligarchische Partei und die Hetärieten in Athen, über den makedonischen König Perdikkas II., über Epameinondas, ferner die feine und scharfsinnige Abhandlung „Ueber die Benutzung der alten Komödie als geschichtliche Quelle“, endlich den sachkundigen kritischen Aufsatz „Ueber die neueren Bearbeitungen der griechischen Geschichte“ (1861). Geringere Ausbeute für weitere Kreise liefert der zweite, mit 26 lithographischen Tafeln geschmückte Band, der die „Archäologischen und Epigraphischen Schriften“ umfaßt. Doch heben wir auch hier wenigstens hervor den Aufsatz „Zwei antike Köpfe

des Basler Museums“, der die beiden Steinhäuser'schen Repliken von den Köpfen des belvederischen Apoll und des farnesischen Herakles behandelt, von denen ja namentlich die erstere bei ihrem Bekanntwerden Aufsehen erregte und lebhafteste Diskussion hervorrief, ferner den bisher ungedruckten Vortrag „Basel in römischer Zeit“ und die Abhandlung „Ueber die Prometheusstragödie des Aeschylos“.

Alle die genannten Arbeiten gehören nach Gehalt und Form zu dem Besten und Gediegensten, was wir von populärwissenschaftlichen Arbeiten auf dem Gebiete der Alterthumswissenschaft besitzen. Es sind reife und abgerundete Leistungen, die ihren Platz neben Otto Zahn's „Populären Aufsätzen aus der Alterthumswissenschaft“ und Ernst Curtius' „Göttinger Festreden“ beanspruchen dürfen, wenngleich sie von diesen sich dadurch unterscheiden, daß sie, wenigstens zum Theil, nicht von vornherein für weitere Kreise bestimmt gewesen sind. Eine willkommene Zugabe zum zweiten Bande bildet die schon erwähnte biographische Skizze, welche, abgesehen von der wissenschaftlichen Bedeutung Wischer's, auch seine politische Wirksamkeit und Stellung schildert und den Fernerstehenden auch für den edlen, charaktervollen und liebenswürdigen Menschen zu erwärmen weiß. Die oben gegebenen Mittheilungen über Wischer's Leben sind dieser Skizze entnommen.

---

## Aus der Türken- und Jesuitenzeit einer deutsch-ungarischen Stadt.

Von Otto Raemmel.

### I.

Eine der interessantesten, aber auch unbekanntesten Parteen unserer deutschen Städtegeschichte bilden die Schicksale der deutschen Gemeinden des nördlichen Ungarn's. Seit dem 13. Jahrhundert durch Begabungen einsichtiger ungarischer Könige in's Leben gerufen, rasch aufblühend unter dem Schutze einer starken Selbstverwaltung und durch die Tüchtigkeit ihres mitteldeutschen Bürgerthums, erreichten diese Städte im Verlaufe des 14. und 15. Jahrhunderts den ihnen beschiedenen Höhepunkt. Lebhaft waren stets ihre rechtlichen und kommerziellen Verbindungen mit dem deutschen Mutterlande; sie wurden noch gesteigert, als Luther's Lehre auch die Deutschen Ungarn's ergriff. Seit-